

## Buchbesprechungen

**Benoît Vermander, *Chine brune ou Chine verte? Les dilemmes de l'État-parti*, Paris: Presses de Sciences Po 2007, 212 S., € 12,00.**

Wer sich mit China intensiv befasst und auch mit dem Christentum dort, kommt an Benoît Vermander nicht vorbei. Vermander, ein 1960 geborener, französischer Jesuit, ist Sinologe und Politologe und seit 1966 Direktor des Ricci-Instituts in Taipei (Taiwan). Von 2004 bis zu diesem Jahr war er außerdem Chefredakteur der Monatszeitschrift *Renlai*, die die Debatte in der chinesischen Welt zu Themen kultureller Verschiedenheit, nachhaltiger Entwicklung und zur Stärkung von Spiritualität fördern möchte. Auch als Kalligraph hat er sich einen Namen gemacht bzw. selbst gegeben, nämlich Bendu. An der Errichtung des Xu-Ricci-Dialog-Instituts an der Fudan-Universität in Shanghai, die anlässlich des 400. Todestags von Matteo Ricci am 11. Mai dieses Jahres erfolgte, war er ebenfalls beteiligt. Er ist dessen Kodirektor. Immer wieder ist Vermander als wissenschaftlicher Autor von Essays und Büchern an die Öffentlichkeit getreten.

Hier nun soll sein Buch *Chine brune ou Chine verte? Les dilemmes de l'État-parti* vorgestellt werden. Wenn auch der Untertitel des Buchs im Deutschen leicht mit „Die Dilemmata der Staatspartei“ oder flotter mit „Die Staatspartei in der Zwickmühle“ wiedergegeben werden könnte, so weckte die Übersetzung des Haupttitels als „Braunes China oder grünes China“ auch ungute Assoziationen. In seiner Einleitung geht der Autor auf das enorme Wachstum der Wirtschaft Chinas in den letzten Jahrzehnten ein. Das Land stehe vor einem Wendepunkt – hin zu einer strukturellen Krise oder aber zu neuer Dynamik. Aus europäischer Sicht werde der Aufstieg Chinas als Chance begriffen, zugleich aber auch der Undurchschaubarkeit seiner Politik und des autoritären Regimes wegen als Herausforderung. China selbst wolle intern ein Gleichgewicht zwischen vorhandenen Gegensätzen mit Hilfe der „harmonischen Gesellschaft“ (*hexie shehui*) und international durch eine „friedliche Entwicklung“ (*heping fazhan*) erreichen.

Das „braune Paradigma“ gehe einher vor allem mit einem starken Wachstum, das die (künftige) Stellung Chinas als Supermacht sichere, und mit der Verhinderung eines Rückfalls in Anarchie. Vorrang habe die Partei, weil nur diese die Ordnung, die soziale Kontrolle, die Kontinuität und das internationale Prestige sichern könne. Der nationalen Verteidigung und damit dem Militär komme beson-

dere Bedeutung zu. In diesem Zusammenhang habe auch die geplante Wiedereingliederung Taiwans in den Festlandsstaat ihre Bedeutung. Das „grüne Paradigma“ hingegen gehe von den schweren Umweltschäden aus und der damit verbundenen Schwierigkeit, die Grundbedürfnisse (Gesundheit und Bildung) der armen Bevölkerung zu decken. Es schließe auch den Kampf für die Rechte der Bevölkerung und gegen Korruption ein sowie gegen Umweltzerstörung. International bedeute dies, einen Beitrag zu einer gerechten Welt zu leisten. Die Farbe braun weist auch auf eine Form des Nationalkapitalismus, die Farbe grün auf ökologische Notwendigkeiten hin. Grün und braun sind idealtypische Kategorisierungen und dienen der Analyse von gesellschaftlichen Konstellationen. Dem Autor geht es um die „Erläuterung der Zwänge und der Wahlmöglichkeiten, die die außergewöhnliche Entwicklung der Rolle bestimmen, die von China in der globalen Gemeinschaft gespielt wird“. (S. 20)

In fünf Kapiteln entfaltet der Autor sein Thema. Die Fülle der Gedankengänge ist dabei hier nicht nachzuzeichnen. Das reiche Zahlenmaterial zu gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen sichert seine Thesen und Analysen ab. Im grundlegenden ersten Kapitel mit dem Titel „Chinesisches Selbstporträt“ diskutiert der Autor die Debatte der Chinesen um ihre Identität seit dem für ihre neuere Geschichte einschneidenden „Ungleichen Verträgen“ des 19. Jahrhunderts bis hin zu der im 20. Jahrhundert immer prägender werdenden Begegnung mit Kultur, Wissenschaft und Technik des Westens. Das Ende der kolonialen Demütigung markierten die Rückgabe Hongkongs 1997 und Macaos 1999. Die Taiwan-Frage sei weiterhin ein Stachel im Fleische der Volksrepublik China. Ein starkes Sicherheitsinteresse präge China im Zeitalter der Globalisierung und der Multipolarität. Vermander stellt fest, dass China häufig zwischen Extremen pendelt, z.B. zwischen der Kritik und der Glorifizierung der Vergangenheit, zwischen Ablehnung und Nostalgie. Er arbeitet die Bedeutung der fünf anerkannten Religionen (Buddhismus, Daoismus, Katholizismus, Protestantismus und Islam), aber auch die des Konfuzianismus heraus. Er erwähnt auch die Kulturchristen, die im Zuge des Kulturfiebers der 1980er Jahre auftauchten und stark von biblischem und Kant'schem Wertedenken beeinflusst sind. Heute übersteige die Zahl der Religionsanhänger deutlich die der Mitglieder der Kommunistischen Partei. In der Gesellschaft werde zunehmend auch über Religion kommuniziert. Immer sei dabei die Religionsdebatte eine zwischen Tradition und Moderne, zwischen Universalismus und Partikularismus. Das Christentum habe einen besonderen Stellenwert erlangt. Es stelle sich die Frage, ob und inwieweit es sich „sinisieren“ werde.

Im zweiten Kapitel behandelt der Autor das Thema „Nachhaltige Entwicklung und ökologische Krise“. Er führt politische und wirtschaftliche Eckdaten an, etwa, dass China seit 2001 Mitglied der Welthandelsorganisation ist. China gelte als unerschöpflicher Markt, als Motor der Weltwirtschaft. Bei 22% der Weltbevölkerung habe das Land aber nur 9% der kultivierbaren Fläche der Erde, nur 6% ihrer Wasserressourcen und 4,5% der Waldfläche. China sei der größte Holzimporteur der Welt, exportiere damit das Problem des Waldraubbaus. China müsse ungeheure ökologische Schwierigkeiten lösen. So etwa tranken 350 Millionen Menschen täglich verschmutztes Wasser. Luft- und Bodenverschmutzung kämen hinzu. Die Erderwärmung bedrohe Tibets 46.000 Gletscher.

Wie Vermander im dritten Kapitel – „Die (un)harmonische Gesellschaft“ – zeigt, strebt die Partei mit dem Programm der „wissenschaftlichen Entwicklung“ (*kexue fazhan*) Verbesserungen auf sozialem und ökologischem Gebiet an. Die weitere Existenz der Staatspartei sei auch von Erfolgen auf diesen Gebieten abhängig. Erschwerend käme hinzu, dass der Unterschied zwischen Arm und Reich, Land und Stadt immer größer werde. Lebten 2001 rund 430 Millionen Menschen in den Städten, würden es 2015 laut Weltbank 850 Millionen sein. Bildungs- und Gesundheitswesen (Aids) müssten ebenfalls verbessert werden. Werden die immer zahlreicheren NROs eine maßgebliche Rolle spielen? Wird die Zivilgesellschaft stärker? Sind die Probleme ohne wirkliche Partizipation breiter Bevölkerungsschichten zu lösen? Fortschritte werden bislang vielfach durch Korruption und Unterdrückung verhindert.

Im vierten Kapitel – „Den ‚friedlichen Aufstieg‘ steuern“ – zeigt Vermander, dass sich China seit seinem Beitritt zu den Vereinten Nationen 1971 mit viel Pragmatismus immer mehr im globalen Netz integriert hat. Was dabei die Menschenrechte betrifft, so betone China deren kollektiven Aspekt im Gegensatz zum individuellen des Westens. Der Autor weist auf den „Peking Konsensus“ hin, demzufolge politische Stabilität und Wirtschaftswachstum Vorrang hätten, auch autoritär durchgesetzt würden.

Das fünfte Kapitel – „Staatspartei, soziale Kontrolle, Lenkung (gouvernance)“ – handelt vor allem von der Staatspartei und deren Problemen. Nach wie vor unterdrücke sie demokratische Bestrebungen, den freien Zugang zu Informationen (Internetsperren), müsse gleichzeitig gegen die – auch innerhalb der Partei – wachsende Korruption angehen. Sie greife auf konfuzianische Prinzipien zurück, etwa auf den Grundsatz „mit Tugend lenken“ (*yi de zhi guo*) und „mit dem Gesetz regieren“ (*yi fa zhi guo*). Sie fördere sowohl die „materielle“ (*wuzhi wenming*) wie auch die „spirituelle Zivilisation“ (*jingshen wenming*). Mit dem Marxismus-Leninismus aber stabilisiere die Partei weiterhin ihre Macht. Eine (legale) Opposition werde nicht zugelassen. Der Klassenkampf werde jedoch nicht mehr propagiert, würden doch Unternehmer in der Partei Mitglied werden können. Auf Lokalebene würden sogar im gewissen Maße

Wahlen zugelassen. Die theoretische Begründung dafür liefere neuerdings der Begriff der „konsultativen Demokratie“ (*xieshang minzhu*). Vermander erfasst das Dilemma der Partei präzise: „Wenn sie sich zu wenig ändert, verliert die KPCh den Kontakt zur Gesellschaft. Ändert sie sich zu sehr, verliert sie ihr Wesen und ihren Zusammenhalt.“ (S. 166).

Im Schlussteil „Europa und China in der Weltgemeinschaft“ kommt der Autor auf den Multilateralismus zu sprechen. Er arbeitet heraus, was die internationale chinesische Politik bestimmt, so u.a. die Wahrung der Großmächtsrolle. China zeige dabei eine Neigung, sich in multilaterale Gespräche einzuschalten. Dies gelte es auch von Europa aus zu fördern. Die EU solle ihre Beziehung zu China auf nachhaltige Entwicklung und kulturelle Diversität (Tibet und Xinjiang) ausrichten, insgesamt das „grüne China“ durch die Stärkung seiner Zivilgesellschaft fördern. Mit dem nötigen Feingefühl – nicht Indien gegen China ausspielen – könnten sogar ohne Gesichtsverlust für China auch so sensible Fragen wie die der Freiheit und der Menschenrechte und der Entwicklung der Zivilgesellschaft angegangen werden. Europa müsse komplementär zu den USA eine Rolle als Friedensstifter und Garant eines strategischen und ökonomischen Gleichgewichts übernehmen. China befinde sich in einer Phase der Neudefinition seiner Identität. Wegen seiner Größe handle es sich um eine planetarische Herausforderung, die unsere gemeinsame Zukunft bestimme.

Das gut strukturierte, klar geschriebene Buch enthält eine kurze Liste internationalen Quellenmaterials sowie auch eine Bibliographie französisch- und englischsprachiger Fachliteratur, verzeichnet aber leider keine deutschsprachigen Beiträge. Die Lektüre des realitätszugewandten und sehr gehalt- und sogar hoffnungsvollen Buches weckt Interesse an der Lektüre weiterer Werke des Autors, etwa an *Sagesse chinoise et méditation chrétienne* (2007) und *La Chine ou le temps retrouvé, les figures de la mondialisation et l'ascension chinoise* (2008).

Raimund Kern

**Kristin Kupfer, *Gott ist auch Chinese. Eine chinesische Christin erzählt ihr Leben***, Augsburg: Sankt Ulrich Verlag 2010, 191 S., € 19,90. ISBN 978-3-86744-135-3

Im Mittelpunkt des Buches steht die 33-jährige Wang Ting. Sie ist Katholikin und lebt mit ihrem – ebenfalls katholischen – Ehemann in Xi'an. Beide stammen vom Lande aus Familien, die seit vielen Generationen gläubig sind. Eine Woche nach ihrer Geburt ist Wang Ting getauft worden. Als zweitjüngstes von vier Kindern einer Bauernfamilie ist sie in dem ärmlichen Dorf Laochi rund drei Busstunden von der Stadt Xi'an entfernt aufgewachsen. Nach dem Studium arbeitete Wang Ting zunächst als Werkzeugkonstrukteurin. Seit einigen Jahren ist sie im Sozialbüro der Diözese Xi'an neben der Kathedrale von Xi'an angestellt, das u.a. von Misereor unterstützt wird. Sie macht ihre Arbeit mit

großem Engagement: „Ich wusste irgendwann, das ist hier ideal und genau das, was ich machen will“ (S. 33). Wang Ting absolviert derzeit zudem ein berufsbegleitendes M.A.-Studium in Sozialarbeit.

Das Buch über das Leben einer chinesischen Katholikin ist entstanden als Projekt des Sankt Ulrich Verlags. Die Autorin – die Sinologin und Politikwissenschaftlerin Kristin Kupfer, die seit 2007 als freie Journalistin in Beijing lebt und 2009 zum Thema „Entstehung und Entwicklung spiritueller-religiöser Bewegungen in der Volksrepublik China seit 1978“ promovierte – lernt Wang Ting über Ruth Schimanowski, die Leiterin der Dialog- und Verbindungsstelle von Misereor in China, kennen.

Wang Ting nimmt Kristin Kupfer mit zu ihrer Arbeitsstelle, in die Kirche, zu sich nach Hause und in ihr Heimatdorf zu ihren Eltern und Freunden, zu einem Seminar des Sozialbüros für Mitarbeiter ländlicher Gemeinden über Aids-Aufklärung und den Umgang mit HIV-Kranken sowie zu einem Einsatz in die Erdbebenregion.

Daraus ist ein Buch entstanden, das in sechs Kapiteln (ergänzt um ein Glossar und weiterführende Links) einen lebendigen, facettenreichen Einblick in die Gemütsverfassung der heutigen Chinesen, deren Freuden, Nöte und Sorgen vermittelt. Wang Ting erzählt auf authentische Weise, was sie als berufstätige, verheiratete, gläubige Frau bewegt.

In den Gesprächen mit Wang Ting kommen auch sehr viele Aspekte des täglichen Lebens in China zur Sprache. Dem Leser wird eindringlich vor Augen gestellt, was es für das junge Paar bedeutet, angesichts der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbrüche mit den Fragen des modernen Lebens konfrontiert zu werden. Die Autorin streut immer wieder kleinere Passagen zu den unterschiedlichsten Themen der chinesischen Gesellschaft ein – von Bildungsfragen wie den Hochschulaufnahmeprüfungen über die chinesische Esskultur, den Wunsch nach dem eigenen Heim, chinesische Familienpolitik, soziale Fragen, Wirtschaft und Politik, aber auch die Frage nach der Religiosität. Es sind Beobachtungen, die viele kleine Details des Alltags lebendig und manchmal auch anrührend und humorvoll beschreiben.

Kristin Kupfer bezeichnet die Arbeit an dem Buch als „Geschenk, ein Geschenk Gottes, wenn einem die Zeit gegeben ist, eine andere Person über einen längeren Zeitraum zu begleiten und kennenzulernen“ (Einleitung, S. 7). Sie porträtiert das Leben von Wang Ting sehr anschaulich, auch deren Glaubensleben, das alle Bereiche ihres Alltags beeinflusst. Immer wieder spricht Wang Ting auch mit Nichtchristen über ihren Glauben und erzählt von der Herausforderung, den eigenen Glauben zu leben und in die Gesellschaft hineinzutragen. Er prägt ihre Arbeit als Sozialarbeiterin, ihre Ehe, den Umgang mit anderen Menschen. Ihr ist beides wichtig, Fachwissen und Gottvertrauen. „Der Glaube kennt keine Grenzen“, sagt Wang Ting, „nur die des eigenen Gewissens“ (S. 185). „Für einen kurzen Moment schien er mir greifbar, ihr Glaube, der sie umgibt wie

eine zweite Haut und erfüllt wie Atemluft“, schreibt Kristin Kupfer. „Ein Glaube, der Gott als Mitte und als Maß, als Zuflucht und als Zuversicht wählt. Vielleicht ist es kein Zufall, dass so ein Glaube in einem Land wächst, in dem seine Bewohner so viel Gebrochenheit und Gegensätze aushalten müssen wie in sonst kaum einem Land dieser Erde“ (S. 8f.).



Die Protagonistin selbst gibt die Idee zu dem Buchtitel: „Als ich klein war, dachte ich natürlich, Gott ist ein Chinese, ... auch Adam und Eva waren für mich Chinesen. Ich dachte, Gott sieht vielleicht so aus wie der Priester oder wie mein Großvater. Damals gab es ja auch kaum Bilder und Bücher bei uns. Erst viel später habe ich z.B. eine Biographie von Jesus gelesen und erfahren, dass er quasi Ausländer war. Aber das war nicht wichtig. Die

Vorstellungen von und Erfahrungen mit Gott und Jesus aus meiner Kindheit habe ich mir bis heute bewahrt. Da ging es ja eher um ein Erfühlen und Erahnen. Und in diesem Sinne ist für mich Gott heute auch ein Chinese“ (S. 88).

Trotz einiger Schwächen bezüglich katholischer Begrifflichkeiten und Inhalte hat die Autorin ein lesenswertes, spannendes Buch für alle an China und der chinesischen Kirche interessierten Leser vorgelegt.

Katharina Feith

**Rita Haub – Paul Oberholzer, Matteo Ricci und der Kaiser von China. Jesuitenmission im Reich der Mitte, Würzburg: Echter-Verlag 2010, 160 Seiten.**

Aus Anlass des 400. Todestages des Chinamissionars Matteo Ricci häufen sich in diesem Jahr Veranstaltungen und Publikationen in seinem Geburtsland Italien, in vielen europäischen Ländern, in der VR China, Taiwan, Hongkong und Macau. Das vorliegende Buch von Rita Haub und Paul Oberholzer reiht sich hier ein. Um die Person von Matteo Ricci wird ein Überblick über die „Jesuitenmission im Reich der Mitte“ bis zum Ende der Ming-Dynastie (1368–1644) gegeben. Hans Tschiggerl SJ, der Missionsprokurator der Österreichischen Jesuiten, vervollständigt die Geschichte der Jesuitenmission in China mit einem knappen Überblick über die Jesuitenmission in China heute (145–156). Am Schluss findet sich ein praktischer Hinweis auf die Jesuitenmissionen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, deren Aufgaben und Arbeiten kurz vorgestellt werden (157–160). In der Mitte befindet sich ein reicher Bilderteil (49–80) zur Mission der Jesuiten in China mit Abbildungen der

Missionare, Reproduktionen von Karten und Manuskripten, Grabsteinen und astronomischen Geräten, die neben den Texten einen bildhaften Zugang verschaffen.

Eingeleitet wird das Buch mit der Wiedergabe der Botschaft von Papst Benedikt XVI. an den Bischof von Macerata, dem Geburtsort von Matteo Ricci, anlässlich des 400. Todestages. Im ersten Hauptteil des Buches (11-47) stellt Rita Haub, ehemalige Archivarin und jetzt Leiterin des Referats Geschichte und Medien der Jesuiten in München, Matteo Ricci als „Botschafter Europas“ und ersten „Weltbürger Chinas“ vor. Zunächst wird eine Übersicht über die Entwicklung der Mission der Jesuiten in China gegeben, bei der es um die Missionsmethode der Jesuiten, die sog. „Akkommodationsmethode“, geht, die neben der Problematik der Ahnenverehrung/Ahnenkult und des Gottesnamens den Anlass für den folgenreichen Ritenstreit gegeben hat. Dieselbe Problematik wird im zweiten Hauptteil von Paul Oberholzer SJ, Mitarbeiter am Historischen Institut der Gesellschaft Jesu in Rom, noch einmal, aber ausführlicher behandelt. Rita Haub stellt dann im zweiten Teil ihres Beitrags (27-45) das Lebenswerk von Matteo Ricci vor.

Der Schwerpunkt des Beitrags von Paul Oberholzer (81-142) liegt zunächst auf der Rolle Portugals im Hinblick auf die Entwicklung des Handels mit China und der damit verbundenen Rolle, das Patronat über die Missionstätigkeit der Jesuiten und anderer Missionare zu haben. Oberholzer sieht das Schwergewicht des Beitrags der Jesuiten bei ihren Kontakten mit China in der Vermittlung westlicher Wissenschaft auf den Gebieten der Astronomie, der Kartographie und der Mathematik. Erst in zweiter Linie befasst er sich mit dem, was er die eigentliche Hauptaufgabe der Jesuiten nennt, nämlich die missionarische Verbreitung des christlichen Glaubens. Dass diese Hauptaufgabe für manche Beobachter schon damals nicht deutlich erkennbar war, zeigten die Reaktionen von Franziskanern und Dominikanern, die im sog. Ritenstreit den Jesuiten den Vorwurf machten, zentrale christliche Dogmen zu vernachlässigen und in der Frage der Ahnenverehrung zu große Zugeständnisse gemacht zu haben.

Es wird zwar ein Hinweis auf die in dem Buch benutzte Literatur (143-144) gegeben. In den Texten fehlen dann allerdings Verweise auf die benutzten Werke. Der Anspruch dieses kleinen Beitrags zum Ricci-Jahr liegt eindeutig nicht auf dem wissenschaftlich historischen Sektor. Es handelt sich um Beiträge, die für ein breiteres Publikum einen Zugang zur Person und Wirken von Matteo Ricci geben sollen und dies auch erreichen.

Bei der Redaktion des Bandes hätte es eine bessere Zusammenarbeit zwischen den beiden Hauptautoren im Hinblick auf die Umschrift chinesischer Worte und Bezeichnungen geben können. Heißt es nun für den Gottesnamen: *Tien-chu* (125) oder *Tian* (27), *Shangdi* (27) oder *shang-ti* (125). Auch die Insel, auf der Franz Xaver gestorben ist, wird wohl besser mit *Shangchuan* (91) und nicht mit *Sancian* (16) wiedergegeben.

Da beide Autoren den gleichen Stoff behandeln, kommt es zu manchen Überschneidungen in der Beschreibung z.B. des Lebenswerks von Matteo Ricci und der Problematik des Ritenstreits.

Georg Evers

**Frank Meinshausen – Anne Rademacher (Hrsg.), *Neue Träume aus der Roten Kammer. Moderne chinesische Erzählungen*, München: Deutscher Taschenbuchverlag 2009, 286 S., € 9,90. ISBN 978-3-423-13770-6.**

Mit dieser Anthologie wollen die Herausgeber „ein möglichst facettenreiches Bild vom Alltag in China“ vermitteln. Sie möchten dem westlichen Leser einen Zugang zu jener „Red Box“ verschaffen, die sie im Herzen eines jeden chinesischen Schriftstellers vermuten – egal ob er/sie in China oder außerhalb lebt – und die das enthält, was der in den USA lebende Literaturwissenschaftler C.T. Hsia einmal die „obsession with China“ genannt hat. Dies gilt auch für mehr als die Hälfte der hier versammelten zwölf zeitgenössischen chinesischen Autoren, die nicht mehr in ihrer Heimat leben und teilweise sogar in der Sprache ihres Gastlandes schreiben, z.B. die Schriftstellerin Luo Lingyuan, die in Berlin wohnt und bereits mehrere Bücher auf Deutsch publiziert hat.

Viele der Erzählungen kreisen um das private Leben: da gibt es einen wenig erfolgreichen Redakteur, der die Erwartungen seiner Frau an einen gehobenen Lebensstandard nicht erfüllen kann und deshalb von ihr verlassen wird (Wu Fan, „Im Jahr des Affen“); ein älteres Ehepaar, dessen Lebensmittelpunkt die schwer behinderte erwachsene Tochter bildet, die aber seit ihrer Geburt von der Familie zu Hause versteckt wird (Li Yiyun, „Nach einem ganzen Leben“); ein frisch verheiratetes Paar, dessen Hochzeitsnacht in einem Shanghaier Luxushotel eher einem Fiasko gleicht als dem Auftakt von ehelichem Glück (Luo Lingyuan, „Hochzeitsnacht im Jinmao-Tower“); sowie ein erfolgreicher Intellektueller, der auf einer Vortragsreise in die Provinz eine außereheliche Affäre mit einer ebenfalls verheirateten Radiomoderatorin beginnt (Li Er, „Verstummt“). Die Erzählungen deuten häufig die Diskrepanz zwischen gesellschaftlichen Konventionen und individuellen Gefühlen an, aber sie zeigen keinen Weg aus dem jeweiligen Dilemma auf, das Ende bleibt meistens offen. Auch die brutale, zuweilen mit Galgenhumor erzählte Geschichte einer Erpressung, die im Milieu von Kleinkriminellen am Rande einer Großstadt spielt (Zhu Wen, „Schickt alle Armen ins Reich der Träume“), überlässt den vom Tode bedrohten Helden am Ende einem ungewissen Schicksal.

Gesellschaftliche Kritik wird mit unterschiedlichen literarischen Stilmitteln verbrämt: Qi Ges „Die Welt der Hundert-Meter-Menschen“ ist eine in der fernen Zukunft angesiedelte Parabel auf eine durch und durch materialistische Gesellschaft. Menschen, die in finanzielle Not geraten, werden dort auf staatliche Anordnung geschrumpft, damit

sie weniger Ressourcen verbrauchen. Wer zu Geld kommt, wächst hingegen zu riesenhafter Größe an und wird von der Regierung hofiert. Im Gegensatz zu dieser Science-Fiction-Geschichte wählt die Erzählung „Im Verlies“ von Li Dawei ein historisches Gewand: Einem Beamten der Ming-Zeit wird sein Kontakt zu dem „fremden Mönch“ Matteo Ricci vorgeworfen und in seinem inneren Monolog indirekt Kritik an den staatlichen Praktiken von Verhör und Folter geübt. Die Erzählung des in England lebenden Ma Jian wählt dagegen das Mittel der satirischen Überzeichnung. Sein „Totentanz“ beschreibt die erfolgreiche Karriere eines Jungunternehmers, der zusammen mit seiner Mutter und mit Hilfe eines günstig erworbenen Keramikbrennofens ein florierendes Krematorium aufgebaut hat. Sein besonderer Service besteht darin, Leichenverbrennungen mit Musikbegleitung anzubieten: „Bei ihm konnten die Toten in den Klängen ihrer Lieblingsmusik schwelgen, während sie den Flammen übergeben wurden.“ Feinfühlig berät er

die Angehörigen bei der Auswahl der passenden Musik, seien es nun Propagandalieder für Parteigenossen, Chopin für Dichter oder romantische Schlager aus Taiwan für junge Frauen. Durch die ästhetische Inszenierung seines Gewerbes fühlt er sich den Toten näher als den Lebenden, aber er hält auch posthum Gericht über sie. Am Ende findet er schließlich einen makabren, in seinen Augen aber angemessenen Weg, sich von der erdrückenden Dominanz seiner Mutter zu befreien.

Die Anthologie wird abgerundet durch hilfreiche Anmerkungen zu den Erzählungen, ein Nachwort der Herausgeber, das einen kurzen Abriss der chinesischen Literatur seit der Kulturrevolution versucht, sowie Biogramme zu den Autoren (sowohl ihre Namen als auch die Originaltitel der Erzählungen werden dankenswerterweise in chinesischen Schriftzeichen angegeben). So eignet sich der gelungene Band als handlicher Einstieg in die chinesische Erzählliteratur der Gegenwart.

Barbara Hoster